

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bude, Heinz / Willisch, Andreas

Exklusion

Die Debatte über die »Überflüssigen«
Herausgegeben von Heinz Bude und Andreas Willisch

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1819
978-3-518-29419-2

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1819

Das Gesellschaftsempfinden ist am Anfang unseres Jahrhunderts von der Vorstellung beherrscht, dass sich über die alte Unterscheidung von Oben und Unten die neue von Drinnen und Draußen legt. Quer durch die Schichten und Milieus zieht sich eine Spaltung zwischen denen, die von den Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse profitieren, und jenen, die nicht mithalten können. Die Provokation des Exklusionsbegriffs besteht darin, dass er eine Verbindung zwischen Rand und Mitte der Gesellschaft herstellt. Was man einst als Randgruppenphänomen von sich weisen konnte, hat die Mitte der Gesellschaft erreicht. Man erlebt schrittweise Degradierungen, die plötzlich eine Schwelle ins soziale Aus überschreiten. Man erfährt sich als Bittsteller des Staates, meidet soziale Kontakte und verliert das Zutrauen zu sich selbst. Die »Überflüssigen« haben keinen angestammten Ort, nur noch ein gemeinsames Schicksal.

Heinz Bude ist Professor für Soziologie an der Universität Kassel und Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung. Im Suhrkamp Verlag ist von ihm u. a. erschienen: *Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus* (stw 1020) und zuletzt *Lebenskonstruktionen. Für eine neue Sozialforschung* (es 2225). Andreas Willisch ist am Thünen-Institut Bollewick tätig.

Exklusion

Die Debatte über die »Überflüssigen«

Herausgegeben von
Heinz Bude und Andreas Willisch

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1819
Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Satz: TypoForum GmbH, Seelbach
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29419-2

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Heinz Bude, Andreas Willisch

Die Debatte über die »Überflüssigen«. Einleitung 9

»Die Überflüssigen«. Ein Gespräch zwischen

Dirk Baecker, Heinz Bude, Axel Honneth und Helmut

Wiesenthal 31

Andreas Willisch

Drogen am Eichberg oder Feuer im Ausländerheim 50

Andreas Willisch

Verwundbarkeit und Marginalisierungsprozesse 64

Robert Castel

Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs 69

Katherine S. Newman

Kummervolle Zeiten 87

Felicitas Hillmann

Eine überfällige Diskussion 105

Heinz Steinert

Die Diagnostik der Überflüssigen 110

Armin Nassehi

Exklusion als soziologischer oder sozialpolitischer Begriff? . . . 121

Ingrid Oswald

Mittelschichtsvorbehalte 131

Jens S. Dangschat

Exclusion – The New American Way of Life? 138

Martin Kronauer

Plädoyer für ein Exklusionsverständnis ohne Fallstricke 146

<i>Berthold Vogel</i> Überflüssige in der Überflussgesellschaft?	154
<i>Didier Lapeyronnie</i> Die Ordnung des Formlosen	161
<i>Markus Schroer</i> Die im Dunkeln sieht man doch. Inklusion, Exklusion und die Entdeckung der Überflüssigen	178
<i>Peter Imbusch</i> »Überflüssige«. Historische Deutungsmuster und potentielle Universalität eines Begriffs	195
Armut als Delikt. Ein Gespräch mit <i>Loïc Wacquant</i>	213
<i>Anja Weiß</i> Raumrelationen als zentraler Aspekt weltweiter Ungleichheiten	225
<i>Heinz Bude</i> Das Phänomen der Exklusion	246
<i>Oliver Callies</i> Konturen sozialer Exklusion	261
<i>Berthold Vogel</i> Der Nachmittag des Wohlfahrtsstaats	285
<i>Andreas Willisch</i> Die paradoxen Folgen mechanischer Integration	309
Über die Autorinnen und Autoren	332

In memoriam
Thomas Neumann (1937-2002)

Heinz Bude und Andreas Willisch
Die Debatte über die »Überflüssigen«
Einleitung

Für Thomas Neumann (1937-2002)

Wir dokumentieren im Folgenden eine Debatte, die sich am Konzept der »Überflüssigen« entzündet hat und in der die analytischen wie die normativen Implikationen eines solchen Ausdrucks behandelt wurden.¹ Es steht dabei eine bestimmte »Politik der Interpretation« auf dem Spiel, die in einen begrifflichen Freiraum stößt und sich dabei einer evokativen Metaphorik bedient. Was soll damit bewirkt werden? Wie verhält sich der Begriff zu dem von ihm aufgerufenen Phänomen? Darf man eine sozialstrukturell identifizierbare Gruppe so bezeichnen? Wer spricht hier, und an wen richtet sich eine solche Rede?

In den neunziger Jahren, die im Zeichen einer »neuen Ökonomie« des Kapitalismus standen, schien die Debatte exaltiert. Die Formel von den »Überflüssigen als transversale Kategorie«² spielte mit der Vorstellung eines »krassen sozialen Wandels«³ mit neuen Gelegenheiten, anderen Prioritäten und plötzlichen Verwerfungen zwischen den gesellschaftlichen Schichten der sozialen Welt. Die Verhältnisse mischen sich so auf, dass sich auf der sonnigen Seite der Straße die jungen Gewinner, die alles mitnehmen,⁴ die grauen Trittbrettfahrer, die im Windschatten ihren Vorteil suchen,⁵ und die

1 Die Beiträge sind allesamt in den Jahren 1998 bis 2004 in der Zeitschrift *Mittelweg 36* des Hamburger Instituts für Sozialforschung erschienen. Es ist in erster Linie der Redaktion von Thomas Neumann und Gaby Zipfel zu verdanken, dass es diese Debatte gab und dass sie die verschiedenen Aspekte der Thematik entfaltet hat. Thomas Neumann war ein Linker, der von Schelsky kam und daher eine Intuition für Formeln hatte, die auf Begriffe zielen.

2 Bude, Heinz (1998): »Die Überflüssigen als transversale Kategorie«. In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hrsg.): *Alte Ungleichheiten – neue Spaltungen*, Wiesbaden, S. 363-382.

3 Zu diesem Konzept Lars Clausen (1994): *Krasser sozialer Wandel*, Wiesbaden.

4 Frank, Robert H./Cook, Philip J. (1996): *The winner-take-all society. Why the few at the top get so much more than the rest of us*, New York.

5 Das ist Mancur Olson (1968): *Die Logik des kollektiven Handelns. Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen*, Tübingen zufolge die normale Disposition der unheroischen Mehrheit der Leute.

alten, aber gar nicht fetten Löwen, die immer ihren Schnitt machen,⁶ breitmachen und sich auf der anderen Seite im Dunkeln ein unübersichtlicher Rest von Leuten wiederfindet, die ausrangiert, aus ihren Nischen vertrieben worden oder von vorneherein nicht ins Spiel gekommen sind oder die sich selbst ins soziale Aus manövriert haben. Die einen können sich gefragt und beneidet fühlen, die anderen sind die »Überflüssigen« der neuen Verhältnisse, die mit kleinem Geld versorgt und mit billiger Unterhaltung bei Laune gehalten werden müssen.

Die deutsche Einigung gab der Problematik der gesellschaftlichen Überflüssigkeit noch eine besondere Fassung. Im Laufe der neunziger Jahre stellte sich heraus, dass die Wende in Ostdeutschland »passive Gewinner« und »aktive Verlierer« hervorgebracht hatte.⁷ Gewonnen ohne eigenes Zutun hatten die restituierten Immobilienbesitzer, die heimlichen Sparvermögensbesitzer und, wie wir heute klar sehen, die Rentner der Wendezeit. Verloren haben viele Ostdeutsche, die die Botschaft der freien Fahrt für die Flexiblen und Mobilen zu ernst genommen haben. Sie sind dadurch aus ihrem biographischen Takt geraten, dass sie alles richtig machen wollten. Sie haben sich als »aktive Verlierer« zu den »Überflüssigen« einer unerwartbaren sozialen Umstülpung gemacht.

Eine Soziologie, die die Dinge auf diese Weise beim Namen nannte, konnte schnell als nihilistisch erscheinen, da sie sich im Stile einer neusachlichen Schärfe als Herrin über nützliche und unnütze Existenzen aufspielte und in einer bedenklichen Formel ökonomische Funktionen und menschliche Wertigkeiten vermengte. Gerade wenn sich die Verhältnisse zwischen Gewinnern und Verlierern eines dynamischen sozialen Wandels neu verteilen, darf man denjenigen, die aufgrund von Firmenzusammenlegungen, Organisationsverschlingungen und Managementideologien »freigesetzt« und »ausgezahlt« worden sind, nicht auch noch den Stempel der Nutzlosigkeit aufdrücken. Die Rechtfertigung, dass es sich bei der Bezeichnung »die Überflüssigen« nicht um eine normative Kategorie han-

6 Damit sind vor allem die Familien des »alten Geldes« gemeint, über deren Bedeutung David Landes (2006): *Die Macht der Familie. Wirtschaftsdynastien in der Weltgeschichte*, Berlin informiert.

7 Brauer, Kai/Willisch, Andreas (1998): »Aktive Verlierer und passive Gewinner. Die Wahrnehmung individueller Aufstiegschancen und ihre integrative Kraft«. In: *Berliner Debatte INITIAL*, Heft 2/3, S. 117-131.

deln sollte, die nur schulterzuckende Hinnahme zum Ausdruck bringen würde, sondern um eine problematisierende Kategorie, die das Gespräch über die Wirklichkeit der Veränderung in Gang setzen wollte, konnte die empörten Beobachter der Debatte seinerzeit nicht überzeugen.

Jetzt sieht die Lage anders aus. Die »manischen neunziger Jahre« mit ihrer Goldgräberstimmung sind vorbei, aber das Problem der »Überflüssigen« ist uns geblieben. Heute ist der Ausdruck schon eine selbstverständliche Redeweise. Die »Überflüssigen« kommen in sozialwissenschaftlichen Umfragen vor.⁸ Idems wie »Ich habe Angst, den Anschluss zu verpassen« oder »Ich habe das Gefühl, gar nicht richtig zur Gesellschaft zu gehören« oder »Ich habe das Gefühl, im Grunde gesellschaftlich überflüssig zu sein« funktionieren bei zufällig ausgewählten Befragten, die man zu Hause am Telefon erreichen kann, und lassen den Schluss auf eine auf bestimmte Gruppen der Benachteiligung nicht festgelegte Stimmung einer Bedrohtheit durch Überflüssigkeit zu.

Die »Überflüssigen« erscheinen als die andere Seite des allseits geforderten und gefeierten »unternehmerischen Selbst«.⁹ Wer sich durch Körper-Shaping, Anti-Aging und Alltagsdoping fit und flexibel hält, fühlt sich in Augenblicken der Ermüdung und Ermattung schnell vom Gespenst der Überflüssigkeit bedroht. Was zählt man noch, wenn man nicht mehr mithalten kann? Es scheint sich gerade

8 Bude, Heinz/Lantermann, Ernst-Dieter (2006): »Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58, S. 233-252.

9 Vgl. dazu die Debatte über den prämierten Sozialcharakter der Gegenwart. Prägnante diagnostische Stellungnahmen stammen in Deutschland von Günther Voß und Hans Georg Pongratz (1998): »Der Arbeitskraftunternehmer«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, 131-158 oder Heinz Bude (2000): »Was kommt nach der Arbeitnehmergesellschaft?«. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*, Frankfurt/M., S. 121-134; aus Frankreich in umfassender Weise von Luc Boltanski und Ève Chiapello (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz. Die vielfältigen Stimmen der normativen Kritik dieser Tendenz sind in der Regel von Michel Foucaults Analyse der neoliberalen »Gouvernementalität« inspiriert. So Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann und Thomas Lemke (Hrsg.) (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt/M.; aber auch Jürgen Link (2006): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Göttingen oder Christoph Deutschmann (2002): *Postindustrielle Industriosozologie*, Weinheim u. München; zuletzt zusammenfassend Ulrich Bröckling (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/M.

bei den Avantgardisten der »time-space-compression«, die sich im ICE zwischen den verschiedenen Arbeitsorten und der Heimatadresse bewegen, die vor der Minibar im Hotelzimmer in plötzliche Depression geraten und die kein aufgebackenes Croissant zum Business-Frühstück mehr sehen können, ein Gefühl des Driftens¹⁰ auszubreiten. Sie sollen das Leitbild für die dynamischen Leistungsindividualisten, für die bedrohte Arbeitnehmermitte wie für das abgehängte Prekariat abgeben und fühlen sich selbst in ihrer Haut nicht wohl und in ihrer sozialen Position alles andere als gesichert.

Der Boden der Gesellschaft schwankt. Robert Castel¹¹ hat den Zonenbegriff eingeführt, um die labilen Verhältnisse zwischen den Integrierten, den Anfälligen und den Entkoppelten zu erfassen. In einer verallgemeinerten »Kultur des Zufalls«, in der sich hinter jeder Wahl die bange Frage verbirgt, ob man sich auch richtig für das eine und gegen das andere entschieden hat, kann man unversehens aus der Zone des stabilen Einbezogenenseins in die prekäre Unentschiedenheit geraten. Die Fragen, ob man die richtige Ausbildung, den passenden Partner, die aussichtsreiche Beschäftigung und die beste Schule für die Kinder gewählt hat, lassen einen nicht in Ruhe. Wenn dann der Wohlstand prekär, die Löcher des sozialen Netzes durch Trennungen und Entfernung größer, das Vertrauen in die Institutionen des sozialen Schutzes schwächer und die Abhängigkeiten von den körperlichen Süchten tiefer geworden sind, findet man sich schnell in die Zone der Entkoppelung geworfen. Die Welt der Chancen scheint mit einem Mal die der anderen zu sein – und für einen selbst besteht die Wirklichkeit des Lebens mehr in einem Erleiden von außen kommender Ereignisse und Entwicklungen als im Handeln in einer Welt selbst bewirkter Wirkungen.¹²

Es ist also nicht nur so, dass jedes soziale Feld, wie Pierre Bourdieu einmal formuliert hat,¹³ sein »kleines Elend« kennt – man denke an

10 Bezeichnenderweise arbeiten mit dieser Metapher die besonders in Deutschland populär gewordenen Gegenwartsdiagnosen von Richard Sennett (2000): *Der flexible Mensch: die Kultur des neuen Kapitalismus*, München.

11 Castel, Robert (2000a): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Geschichte der Loharbeit*, Konstanz, S. 13 ff.

12 Vgl. Schütze, Fritz (1996): »Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie«. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Wiesbaden, S. 116-157.

13 »Patrick Stüßkinds Stück ›Der Kontrabaß‹ vermittelt ein äußerst gelungenes Bild von der schmerzhaften Erfahrung, die all jene von der sozialen Welt haben können,

den ewigen Oberarzt, an die verbitterte Sachbearbeiterin, an den auf der Vorortstrecke hängen gebliebenen Zugschaffner, an die vom »Weiblichkeitswahn« zermürbte Hausfrau und Mutter mit Universitätsabschluss – nein, dieses mehr oder minder normale Unglück ist es nicht allein: Die soziale Stufenleiter ist überhaupt glitschiger geworden. Der Absturz scheint von überall möglich.

Natürlich gibt es nach wie vor schützende Ressourcenausstattungen in Form von Vermögensrücklagen, Bildungstiteln und nützlichen Freunden, aber der Glaube, dass die soziale Bahn, auf die man nach der Schule, beim Berufseintritt oder zu Beginn der Rente gesetzt worden ist, sich einfach verlängert, dass sich der Lebensverlauf der Einzelnen also im Positiven wie im Negativen im Rahmen erwartbarer Wahrscheinlichkeiten hält, diese Überzeugung ist offenbar abhanden gekommen. Jedenfalls für die Generationen, die die »moralische Ökonomie« der Nachkriegszeit mit ihrem Primat der allgemeinen Kriegsfolgenbetroffenheit und der gemeinsamen Wiederaufbauverpflichtung hinter sich gelassen haben. Besonders für die Eltern aus den Aufstiegsmilieus des Modells Deutschland, die in den siebziger Jahren mit BAföG-Unterstützung über Fachabitur oder Fachhochschulabschlüsse nach vorne gekommen sind, ist es überaus fraglich geworden, ob die Kinder den mühevoll erarbeiteten, aber glücklich erreichten Sozialstatus der Familie werden aufrechterhalten können. Welche Bildung soll man den Nachkommen wo angedeihen lassen, zu welchen Kontakten soll man ihnen wie verhelfen, wo soll man wohnen, wie soll man sich geben? Ist es schon ein Zeichen für den Misserfolg der Tochter, die auf einen Masterabschluss mit einem merkwürdigen Titel, oder des Sohnes, der ganz klassisch Jura studiert, wenn das Praktikum bei dem hoch angesehenen Unternehmen in einer Wachstumsbranche nichts bringt? Liegt in Russland, in China oder in Brasilien das Geheimnis der Zukunft? Bringt einen die Früh- oder die Spätehe voran?

Die heute fünfzigjährigen Gewinner der bundesrepublikanischen

die – wie der Kontrabassist in einem Orchester – eine untere und unbedeutende Stellung innerhalb eines prestigereichen und privilegierten Universums einnehmen; wobei die Erfahrung um so schmerzhafter sein dürfte, je weiter oben im globalen Raum dieses Universums sie angesiedelt ist, an dem sie ausreichend partizipieren, um ihre niedere Position wahrnehmen zu können« (Bourdieu, Pierre et al. [1997a]: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Konstanz, hier S. 18 f.).

Bildungsreform gewahren die Möglichkeit eines sozialen Abstiegs in der Generationenfolge. So breitet sich unter den stimmungstarken Gruppen unserer Gesellschaft, die als »neue Mitte« Angriffsziel politischer Mehrheitsbeschaffung sind, im Blick auf die Weitergabe ihres Erbes ein Gefühl sozialer Ängstlichkeit und individueller Gefährdetheit aus. Die Aufstiegs-gesellschaft der Bundesrepublik – wie übrigens auf ihre Weise auch der DDR – hat über eine lange Nachkriegszeit nur die Chancen einer biographischen Entfernung von der sozialen Herkunft sehen wollen. Der viel beschworene massenhafte »Fahrstuhleffekt«¹⁴ hat im Laufe der Zeit eine Umstellung der sozialen Orientierung von Herkunft auf Karriere¹⁵ mit sich gebracht. Herkunft ist dann nicht mehr Ausdruck eines sozialen Schicksals, in das man hineingeboren ist, sondern ein Hintergrund oder eine Ausgangsbedingung für vielfältige individuelle Bestrebungen des Vorankommens und der Besserstellung. Daher enthielt der Begriff der »Karriere« das Versprechen von sukzessivem Statuswerb und fortschreitender Selbstverwirklichung.¹⁶ Die soziale Mobilität von Auf- und Abstieg¹⁷ bewies die wunderbare Vermehrung von Optionen für Bildung, Beziehung und Beschäftigung.¹⁸ Zweifellos konnte man scheitern – und die Soziologie konnte immer schon nachweisen, dass die soziale Herkunft im Durchschnitt den Korridor möglicher Lebensverläufe bestimmt, aber das änderte nichts an dem Eindruck, dass einem mehr Möglichkeiten zur Verfügung standen als der Generation der Eltern und Großeltern. Das

14 Siehe natürlich Beck, Ulrich (1992): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M., S. 124 ff.

15 So eine treffende Formulierung von Niklas Luhmann (2002): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Frankfurt/M., S. 70 f.

16 Die Karriere ist eine Form des stabilen Erfolgs. So schon Karl Mannheim: »Die Karriere ist dadurch charakterisiert, daß die in ihr erreichbaren a) Verfügungs-gewalten (in Gestalt des Einkommens, des Gehalts), b) Wirkungschancen (Wirkungsbereich, Befehlsgewalt), c) soziales Prestige des Erfolges a priori rationiert und gestaffelt sind. Das Charakteristische der Karriere ist m. a. W., daß in ihr die Erfolgsgrößen a priori rationiert sind« (»Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens. Ein Beitrag zur Wirtschaftssoziologie«. In: ders.: *Wissensoziologie*, Neuwied am Rhein u. Berlin 1964, S. 625-687, hier S. 650).

17 In diesem Sinne ein soziologischer Klassiker der Bundesrepublik: Bolte, Karl Martin (1959): *Sozialer Aufstieg und Abstieg. Eine Untersuchung über Berufsprestige und Berufsmobilität*, Stuttgart.

18 Insofern stimmt der von Peter Gross vorgeschlagene Titel der *Multioptionsgesellschaft* (Frankfurt/M. 1995).

Neue besteht nun darin, dass »Karriere« nicht nur Versprechen, sondern auch Bedrohung bedeuten kann. Die Gegenwart misst sich nicht mehr an einer schlechteren Vergangenheit, sondern vor allem an einer möglicherweise schlechteren Zukunft. Dem jubelnden Individualismus der achtziger Jahre mit seinen Protagonisten einer »Kultur der Wahl« ist ein »negativer Individualismus«¹⁹ aufgrund einer endemischen »Kultur des Zufalls« an die Seite getreten.

Das Leben von einer angeborenen Herkunft auf eine zu gestaltende Karriere umzustellen setzte das Wissen und den Glauben voraus, dass sich der heute erbrachte Vorschuss in einer erwartbaren Zukunft würde einlösen lassen, weil die Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung wesentlich gleichförmiger verlief als noch von Beginn bis Mitte des 20. Jahrhunderts. »Der Traum immerwährender Prosperität«²⁰ schien realistisch, auf gesellschaftliche Ordnung und Zukunft schien Verlass. In jeder Karriere taucht dann Verunsicherung auf, wenn es heißt, den Posten zu verlassen, um nach höheren zu streben, die gegenwärtige Stelle gegen eine besser bezahlte zu wechseln, den alternden Chef von seinem Stuhl zu verdrängen, die Mietwohnung gegen die Eigentumswohnung und das Reihenhaus zu tauschen oder den alten Wohnort für bessere Zukunftsaussichten zu verlassen. Zwischen Aufgeben und Ankommen klappt in Zeiten stabiler gesellschaftlicher Entwicklung eine kalkulierbare Lücke. In Zeiten rapiden sozialen Wandels driften die gesellschaftlichen Teilbereiche auseinander, aus Karriereschritten können -sprünge oder -abstürze werden. Aus den Gräben schaut das Gespenst der Überflüssigkeit hervor.

Diese Statuspassagen sind die Momente im Leben der Leute, an denen der Anschluss misslingen kann und an denen man seine bisher erbrachten Vorleistungen am Horizont versinken sieht. Bildungsabschlüsse veralten, Renten- oder Arbeitslosenbeiträge verfallen, Loyalität erscheint plötzlich antiquiert. Es sind diese Orte der Veränderung, wo heute wesentlich mehr Flexibilität und unternehmerisches Denken erwartet werden, wo gerade das doch angesichts einer unsicheren Zukunft besonders schwerfällt. Als Gesellschaft stehen wir vor dem Problem, dass uns in diesen sozialen Bruchzonen immer wieder relevante Teile der Bevölkerung verloren gehen. Ob von der Schule in die Lehre, von der Lehre in die Betriebe, von ei-

19 Castel, Robert (2000a), S. 401 ff.

20 Lutz, Burkart (1984): *Der kurze Traum immerwährender Prosperität*, Frankfurt/M.

nem Ort zu anderen, aus der Erziehungszeit zurück zur Arbeit oder von der Maßnahme zum Fallmanagement – immer wieder bleibt festzustellen, dass nur einem gewissen Teil der Leute die Überbrückung gelingt, ein anderer zurückbleibt. Die nächsten Versuche der einmal Hängengebliebenen werden nicht einfacher, und so schiebt sich am Ende eine Karriere sekundärer Integrationsversuche²¹ zusammen. Die Perforationsstellen werden dann als individuelles Versagen an den neuen Verhältnissen gedeutet und als persönliche, aber bearbeitbare Defizite beschrieben.

Dazu kommt, dass der hergebrachte deutsche Sozialstaat nicht mehr nur als Garant einer zwar mittelstandszentrierten, aber soliden Statusordnung, sondern mehr und mehr als Quelle von ungerechtfertigten Vorteilsnahmen und unvorhersehbarer Benachteiligungen empfunden wird.²² So bestimmt der bloße Zeitpunkt des Übergangs vom Bildungs- ins Beschäftigungssystem für Geburtskohorten, ob sie einer »glücklichen« oder einer »geprellten Generation«²³ angehören. Die einen sind völlig unabhängig von ihrer Leistungserbringung als Lehramtskandidaten sofort ins Beamtenverhältnis übernommen worden, die anderen müssen sich in Warteschleifen bewähren oder sehen sich von zuständigen Berufsberatern mit der Zumutung konfrontiert, sich doch beruflich flexibler zu orientieren. Der 1940 geborene Facharbeiter oder die gleichaltrige Sachbearbeiterin sind Ende der neunziger Jahre ganz selbstverständlich in den Genuss entgegenkommender Vorruhestandsregelungen gekommen, während die Kollegen und Kolleginnen, die das Pech haben, nur eine paar Jahre jünger zu sein, bis zum bitteren Ende ihrer normal veranschlagten Berufstätigkeit durchhalten müssen. Aber es gibt nicht nur »geprellte«, es ist auch wieder von »überflüssigen Generationen«²⁴ die Rede. Die Gruppe der bildungsarmen und qualifika-

21 Land, Rainer/Willisch, Andreas (2006a): »Die Probleme mit der Integration. Das Konzept der sekundären Integration«. In: Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hrsg.): *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*, Hamburg, S. 70-93.

22 Siehe Bude, Heinz (2003): »Generation. Elemente einer Erfahrungsgeschichte des Wohlfahrtsstaats«. In: Lesenich, Stephan (Hrsg.): *Wohlfahrtsstaatliche Grundbegriffe*, Frankfurt/M. u. New York, S. 287-300 und grundsätzlich Kaufmann, Franz-Xaver (1997): *Herausforderungen des Sozialstaats*, Frankfurt/M., S. 62 ff.

23 Bourdieu, Pierre (1992): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M., S. 241 ff.

24 Dieser Ausdruck ist für die »junge Generation« der dreißiger Jahre verwandt wor-

tionsschwachen Jugendlichen, die in den sechziger und siebziger Jahren auf dem Wege von Anlernkarrieren oder als Zuarbeiter noch eine Anstellung fanden, gelten heute als »überflüssige Generation« eines zunehmend zertifikationszentrierten Bildungs- und Ausbildungssystems.²⁵ Wer heute ohne Hauptschulabschluss geblieben ist und zudem noch einen Migrations-Hintergrund aufweist, gehört nach einer verbreiteten Ansicht zu einer Restpopulation, die ohne Chancen ist.

Die Soziologie reagiert widersprüchlich auf diese Situation. Diejenigen, die auf klassische Weise Sozialstrukturanalyse betreiben, sehen sich in bestimmten, letztlich meritokratisch begründeten Diagnosemustern bestätigt, wonach die schon von Hause aus Benachteiligten am ehesten durch den Rost einer auf Wissen und Dienstleistung abgestellten Ökonomie fallen. Aufmerksam und überraschter geben sich merkwürdigerweise die Differenzierungstheoretiker, die sich durch die zu Tage tretenden »schwarzen Löcher« einer auf funktionale Höchstdifferenzierung beruhenden Gesellschaft herausfordern lassen. Sie stellen sich der Tatsache, dass vor unseren Augen Menschen abhanden kommen, weil ihre Äußerungen keine funktionsspezifische kommunikative Berücksichtigung mehr finden.

Funktionssysteme schließen, wenn sie rational operieren, Personen aus oder marginalisieren sie so stark, daß dies Konsequenzen hat für den Zugang zu anderen Funktionssystemen. Keine Ausbildung, keine Arbeit, kein Einkommen, keine regulären Ehen, Kinder ohne registrierte Geburt, ohne Ausweis, ohne Zugang zu an sich vorgesehenen Anspruchsberechtigungen, keine Beteiligung an Politik, kein Zugang zur Rechtsberatung, zur Polizei oder zu Gerichten – die Liste ließe sich verlängern, und sie betrifft, je nach den Umständen, Marginalisierungen bis hin zu gänzlichem Ausschluß. Niemand wird behaupten wollen, das müsse so sein nach einer Art Bevölkerungsgesetz im Stile Malthus'. Es genügt jedoch, zu sehen, daß es so ist und wie ein solcher Verstärkereffekt an den Rändern der Funktionssysteme zustande kommt.²⁶

den, die der Versuchung der totalitären Jugendorganisation der Weimarer Republik erlegen ist. Siehe vor allem Peukert, Detlev (1997): *Die Weimarer Republik: Krisenjahre der klassischen Moderne*, Frankfurt/M., S. 26 (Anm. 3). Für die Gegenwart ist der Begriff wieder in der Jugendsozialarbeit aufgetaucht. Siehe hierzu Krafeld, Franz J. (2000): *Die überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft*, Wiesbaden.

25 Solga, Heike (2006): »Ausbildungslose und die Radikalisierung ihrer sozialen Ausgrenzung«. In: Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hrsg.): *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*, Hamburg, S. 121-146.

26 Luhmann, Niklas (1996b): »Jenseits von Barbarei«. In: Miller, Max/Soeffner,

Es ist also, wenn man Luhmann folgt, ein bestimmter phänomenologischer Befund, der eine Revision der Begriffe verlangt. Es tauchen sogar in der Systemtheorie, die sich sonst aus theoriearchitektonischen Gründen strikt antihumanistisch gibt, »Menschen« auf, die aus dem Raster funktionsspezifischer Berücksichtigung und Ansprechbarkeit fallen. Das sind nicht die fünf Prozent Deklassierte oder Verachtete, die die Sozialstrukturanalyse immer schon als Bodensatz von Rausgefallenen und Übriggebliebenen angesetzt hatte,²⁷ sondern eine unübersichtliche Gruppe von »vereinzelt Einzelnen«, die über Eigenschaften, Gefühle und Fähigkeiten verfügen, die unbrauchbar und unhandlich geworden sind. Es sind bei ihnen bestimmte Mängel feststellbar, die ihrer Verwendbarkeit und Vermittelbarkeit auf »dynamischen Arbeitsmärkten« für anspruchsvolle Tätigkeiten im Wege stehen. Sie erscheinen wenig belastbar, kaum lernfähig und früh gealtert. Nach Maßgabe einer Gesellschaft gleichmäßig gelaunter Wesen mit funktionalen Kompetenzen, kalkulierbaren Emotionen und langer Jugendlichkeit fallen sie als ein merkwürdig zurückgebliebener Rest von Menschen auf, die offenbar das uns allen abgeforderte Realitätsprinzip nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Ihre Erregung über zu viele Ausländer, ihre Angst vor komplexen Anforderungen und ihre Neigung, sich durch unmäßigen Konsum von Fett, Zucker, Weißmehl und Alkohol schnelle Befriedigung zu verschaffen, macht sie in den Augen der herrschenden Mehrheit zu einer problematischen Population, die wenig zur allgemeinen Wertschöpfung beiträgt, aber eine hohe Belastung für die von allen finanzierten Sozialsysteme darstellt. So wird ein zivilisatorischer Abstand zwischen einer »Mehrheitsklasse«, die sich den Mühen der Selbstdisziplinierung im politischen Urteil, der persönlichen Bildung und der individuellen Vorsorge unterwirft, und einer Klasse von »Überzähligen« aufgebaut, die sich gehen lassen und sich im Zweifelsfall auf die Versorgung durch den Staat verlassen. Die gängige, von der rechten wie von der linken Seite propagierte Antwort auf die Frage, was man mit solchen Leuten macht, lautet: »Bildung, Bildung, Bildung!« Darin steckt freilich genau gesehen eine

Hans-Georg (Hrsg.): *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt/M., S. 219-230, hier S. 228.

27 Etwa Moore, Harriett u. Kleining, Gerhard (1960): »Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 12, S. 91.

bestimmte Erziehungsphantasie, die vor entsprechenden Sanktionen nicht zurückschreckt:²⁸ Kindergartenpflicht für Kinder aus Elternhäusern mit Bildungsarmut, Ausbildungszwang für herumhängende Jugendliche und Gesundheitsunterweisung für Personen mit Diabetes-Indikation heißen die entsprechenden Stichworte. Am Ende des Resozialisierungswahns freilich stehen Entsorgungsphantasien. Man will die Leute loswerden, die nichts als Probleme für den sozialen Zusammenhalt schaffen.

Zumal ein institutioneller Zusammenhang existiert, der über bestimmte Prozeduren der Selektion eine solche Bevölkerung hervorbringt, die allein durch ihre Defizite charakterisiert ist. Das ist der Wohlfahrtsstaat neuen Typs, der gesellschaftlich brachliegende Arbeitskraft nicht mehr bloß verwalten und stillstellen, sondern sie für dynamische Arbeitsmärkte befähigen und aktivieren will.²⁹ Dazu muss das muffig riechende »Arbeitsamt« zum munter beschallten »Jobcenter« umdefiniert werden, in dem nicht nur Anrechte geprüft, sondern zugleich Kompetenzen vermessen werden. An die Stelle von »Versorgung« im Anstaltsstaat tritt das »Assessment« nach den Prinzipien des »New Public Management«. Wie auch immer man die Umstellung von einem Wohlfahrtsstaat, der die Passivität duldet und die Hilflosigkeit lehrt, zu einem, der die Eigenaktivität prämiert und die Selbstverantwortung anreizt, beurteilt, ein perverter Effekt dieses Regimewechsels ist nicht zu übersehen: Das Programm der Aktivierung erzeugt unweigerlich eine Residualkategorie von Menschen, die sich trotz aller institutionellen Angebote nicht aktivieren lassen. Das sind die »Überflüssigen« des neuen Wohl-

28 In dem von einem »AKTIONSRATBILDUNG« erstellten Jahresgutachten 2007 heißt es dazu: »Der AKTIONSRATBILDUNG kommt in dem vorliegenden Jahresgutachten zu dem Schluss, dass Bildungsgerechtigkeit stiftende Maßnahmen, auch wenn sie mit erheblichen Freiheitseinbußen einhergehen [...], gerechtfertigt sind, weil und insoweit sie das Gesamtfreiheitsmaß der Gesellschaft erhöhen« (vbw – Vereinigung der Bayrischen Wirtschaft [Hrsg.]: *Bildungsgerechtigkeit. Jahresgutachten 2007*, Wiesbaden, S. 21). Man fragt sich, wer für die »Gesellschaft« spricht und gegen wen diese Maßnahmen mit Freiheitseinbußen vor allem gerichtet sind. Auf die mitspielende soziale Affektlogik hat Herbert J. Gans (1995): *The War against the Poor. The Underclass and Antipoverty Policy*, New York, am Beginn der Debatte um den »sozialinvestiven Sozialstaat« aufmerksam gemacht.

29 Diese Transformation macht sich nicht nur in Deutschland, sondern im Grunde in allen Ländern des OECD-Raums geltend. Siehe Esping-Anderson, Gösta (2002): *Why we need a New Welfare State*, Oxford und Gilbert, Neil (2002): *Transformation of the Welfare State. The Silent Surrender of Public Responsibility*, New York.

fahrtsstaats. Ohne schlechtes Gewissen kann gesagt werden: Man hat doch alles probiert, aber die können und wollen einfach nicht.

Darin verbirgt sich ein nachhaltiger und folgenreicher Entgrenzungseffekt: Gemessen an den Kriterien der Vermittelbarkeit kann sich der 52-jährige Bergbauingenieur aus Zitterthal, der aus einer Familie von dezidierten Kulturprotestanten stammt, genauso überflüssig fühlen wie die 21-jährige Jungmutter aus Oberhausen mit einem passablen Abitur auf einer Gesamtschule, die sich vor dem drogensüchtigen Vater ihres Kindes in die Obhut ihrer Großeltern geflüchtet hat. Herkunftsbestimmungen wie Bildungsabschluss und Familienhintergrund sagen noch nichts über das Lebensschicksal eines Menschen mit diagnostizierten Platzierungshemmnissen. Fast im Gegenteil: Relativ günstige Voraussetzungen, was Bildung und Herkunft betreffen, verstärken den Motivverdacht. Die vermeintlichen Einzelfälle des Bergbauingenieurs oder der Jungmutter können ganz schnell in einer Maßnahmenkarriere enden, im Zuge deren sie Schritt für Schritt das Gefühl verlieren, Herr oder Frau ihres eigenen Schicksals zu sein. Um es auf den paradoxen Punkt zu bringen: Ihr Leben ist durch institutionelle Aktivierungsimpulse blockiert.

In aller Regel beginnt dieser Prozess einer negativen Karriere mit einer – mitunter zunächst kaum für relevant gehaltenen – Verunsicherung. Da kommt mit einem Mal jeden Morgen der Chef ins Arbeitszimmer, um den Angestellten vom freiwilligen Rückzug in den Vorruhestand zu überzeugen. Am Anfang werden die Vorteile aufgezählt, später die Instrumente für den Widerspenstigen gezeigt. Am Ende wird dann nur nach der erbrachten Unterschrift gefragt. Oder die DDR-Hausfrau, deren Mann bislang genug verdiente, um die Familie über Wasser zu halten, die nach dessen erster Kündigung unsicher beim Arbeitsamt erfährt, dass sie recht wenig Unterstützung zu erwarten hat, und das nur, wenn es gelänge, sie in einer Maßnahme unterzubringen. Auch in die Planungen des ehemaligen Angestellten eines großen Elektronikkonzerns schleichen sich destabilisierende Momente auf seinem Weg in die neue Scheinselbständigkeit. Der Kunde drohe mit Auftrag, witzelt er selbst über die Tatsache, dass seine Frau alle eingehenden Telefonate zunächst entgegennehmen soll.

Der Destabilisierung und Verunsicherung folgt dann eine Phase der Rebellion. Die Leute legen sich mit den Arbeitsvermittlern und Jobmanagern an oder versuchen ihre ungerechte Behandlung und